



Mattia Insolia

**BRENNENDE
HIMMEL**

Karl Rauch

»Mattia Insolias Schreiben erweist sich als brandgefährlich, als Sprachrohr für das existenzielle Unbehagen der jungen Generation, in der selbst das kleinste Ereignis die zerstörerische Wirkung eines Schwelbrandes haben kann.«

Eleonora Ceccarelli, *Metropolitan Magazine*

Teresa Vasta beobachtete die Welt mit Schrecken.

Es war, als wäre ihr schon bei der Geburt eine Brille ins Gesicht geklebt worden: schweres Gestell und Linsen aus Panzerglas. Was ihr unter die Augen kam, war durch ein immerwährendes Katastrophengefühl von einer Patina aus Angst verschleiert. Sittsam und unbequem saß sie im Fiat Panda ihrer Eltern und starrte auf die Straße.

Ein belämmertes Panorama. Baumsetzlinge kurz vorm Verrecken, magere Kühe beim Grasens. Aber ihr kam es so vor, als wohnte sie den letzten Sekunden vor der Apokalypse bei.

Im Radio lief Mina. Nach vielen Stunden unterwegs hatte Marco, Teresas Vater, darum gebeten, den Sender zu wechseln, bitte, aber Maria, ihre Mutter, hatte geantwortet, er solle die Klappe halten. Daher überschwemmte jetzt *Se telefonando* den Panda. Auch Teresa hasste Mina: Sie klang, als säße ihr ein Ei im Hals fest, und rief immer ein wolkiges Gefühl in ihr hervor. Um sie aus ihrem Kopf rauszuhalten, hätte sie jetzt gern ihren Discman genommen und sich mit Avril, Britney und Cher vollgesogen. Aber den aus ihrem kleinen Rucksack zu holen, schien ihr keine gute Idee, und sie traute sich nicht.

Vor Monaten, als sie gerade im Bett lag und die faden Kichererbsen vom Abendessen verdautte, hatte sie sie über die Stereoanlage gehört, da war ihre Mutter ins Zimmer geplatzt. Sie hatte geschrien, das wäre ja *scheußliches Schlampenzeug*, und hatte so nah vor Teresas Gesicht herumgezertert, dass die den Cynar- und Merit-Gestank

gerochen hatte. Sie hatte ihr befohlen, drei *Ave-Maria* und ein *Vaterunser* zu beten. Und schon war sie wieder draußen. Teresa hatte leise geweint, im Bett zusammengekauert wie eine Hündin, die nur Prügel kennt. Sie hatte die CD mit den Sommerhits in einer Schublade versteckt. Und unsicher, ob sie wirklich beten sollte, hatte sie beschlossen, dass sie dieses *scheußliche Schlampenzeug* nie mehr hören würde.

In letzter Zeit streifte sie immer wieder die Lust zu rebellieren, aber das war ein kümmerlicher Wunsch, unfähig, jenes Denkmal des Zorns, das ihre Mutter darstellte, zu überleben. Und wenn sie darüber nachdachte, wenn sie daran dachte, dass sie mit sechzehn nichts als ein biegsamer, krummer und fruchtloser Zweig ihres Elternteils war, hielt sie sich für ein dummes Kindchen. [...]

In der Kühltasche waren noch die restlichen Panini vom Mittagessen, alle mit Fisch und Gemüse; es war Freitag, und freitags rührte die Familie Vasta kein Fleisch an, wie der Herrgott es vorgeschrieben hatte. Teresa fischte eins mit Thunfisch, Scheiblettenkäse und Zichorie heraus, bitter und ziemlich ölig, und fragte, ob sie das essen dürfe.

»Wenn's unbedingt sein muss«, antwortete ihre Mutter.

Und sie schob es sich kommentarlos in genau vier Bissen rein. Sie kaute schnell, Lippen und Kinn wurden ölig. Danach, als der Hüftspeck ihr zuflüsterte, dass sie das Brötchen nicht hätte essen sollen, willigte sie ein, mit ihrem Vater zu spielen. Seit er seine Pillen wieder nahm, kam es

vor, dass er zu ihnen zurückkehrte, in die reale Welt, dass er sich die Zeit damit vertrieb, den Papa zu spielen.

»Ich fahre auf eine einsame Insel und packe in meinen Koffer ...«

Sie spielten eine Weile, bis ihre Mutter keifte, sie sollten mit diesem Schwachsinn aufhören. »Ihr wirkt wie zwei Vollidioten!«, und erneut zog Stille ein.

Kurz vor Sonnenuntergang hatten sie ihr Ziel erreicht.

Butterfly Village, ein scheußliches, kleines Schwarzes Loch, das jeden Sommer die unbedeutenderen Sterne der elendsten Galaxien einsog. Ein Häuserkomplex am Meer, wohin die Vastas sich jedes Jahr im Juli und August verkrochen. [...]

Jedes Jahr, wenn ihre Eltern die toten Mäuse in den im Haus verstreuten Fallen zählten, rannte Teresa an den Strand und ließ sich vom Sonnenuntergang willkommen heißen. Ihr gefiel der Gedanke, dass das ihr erstes Bild vom Sommer war.

So lief sie durch das Ferienhaus, öffnete die Glastür und wirbelte an den Strand.

Der Leuchtturm hatte seine Wache noch nicht begonnen und stand traurig auf der felsigen Kuppe, die ihn beherbergte. Die Sonne im Meer schaute sie an, als wollte sie sagen: »Willkommen zurück, ciao, schön, dich zu sehen, gut siehst du aus dieses Jahr.« Und sie beantwortete den Gruß mit einem breiten Lächeln. Aber kurz darauf runzelte sie die Stirn und wurde wieder ernst.

Diese Sonne da war nicht dieselbe wie in den vorigen Jahren. Sie wirkte wie der Stern eines weit

entfernten Planeten, aus einer anderen Galaxie. Ein bisschen wie in den Science-Fiction-Filmen, die sie hin und wieder mit Elena, ihrer besten Freundin, guckte. Teresa wusste, dass das nicht möglich war, na klar war dieses schimmernde Dingsda dasselbe wie immer. Und doch konnte sie jetzt, wo sie es anstarrte, nicht anders, als zu denken, dass diese Ansammlung aus Flammen und unerfüllten außerirdischen Wünschen der Welt, ihrer Welt, fremd war.

In den letzten Monaten passierte ihr das häufig: Dinge, Orte, Personen, die ihr immer vertraut und nah gewesen waren, erschienen ihr nun Lichtjahre entfernt.

Sie wollte gerade zu ihren Eltern zurückgehen, als sie ganz in ihrer Nähe ein paar Jungs entdeckte.

Sie waren zu dritt. Gestalten im Gegenlicht, eingetaucht ins Meer, das rötlich glitzerte, sie kämpften, schrien und lachten. Muskulöse, kühle, raubtierartige Körper. Prompte, starke, schnelle Bewegungen. Sie wirkten wie die Wilden eines der brasilianischen Völker, von denen Tosto, ihr Geografielehrer, erzählt hatte. Sie umarmten sich, warfen einander ins Wasser, stießen sich lachend und johlend.

Sie beobachtete sie verträumt. Nervös ihre Finger knetend, den Kopf geneigt, die Augen zusammengekniffen, um besser zu sehen. Plötzlich drehte sich einer der Wilden um, blieb stehen und erwiderte ihren Blick, klebte mit den Augen an ihr.

Der Sonnenuntergang setzte das Meer in Brand, die Brandung taktete die Stille.

Aufrecht, das Wasser bis zur Taille, wandte er den anderen beiden den Rücken zu und fixierte

sie, Teresa. Aus dem Nichts dehnten seine Lippen sich zu einem breiten Lächeln, ein Lächeln, das die Augen hart ließ. Und irgendetwas in diesem Ausdruck machte ihn für sie unheimlich.

Diesem gänzlich von den Flammen auf dem Meer umgebenen Grinsen gegenüber fühlte sie sich in Gefahr. In Gefahr, als wäre jener Wilde der Jäger, dazu bestimmt, das Ende ihrer Geschichte zu schreiben, in die Feriensiedlung gekommen, um sie aufzuspüren und zu töten.

Und, von sich selbst überrascht, merkte sie, wie sie ebenfalls lächelte. [...]

PALOMA, WINTER 2019

In den Ohren von Niccolò Giordano war die Welt ein gedämpftes Summen.

Sie war da, das hätte er nicht leugnen können. Eine Menschheit außerhalb seiner selbst existierte, aber sie war nichts als ein leises Hintergrundrauschen. Kümmerlich, im Niedergang auf ein trostloses Ende zu. Und er, im Zentrum von allem, war der Schrei, der sie übertönte.

Die Augen geschlossen, der Kopf nach hinten geworfen, die Beine gespreizt. Es war Sonntagmorgen und Niccolò, nackt im Bett, war im Begriff zu kommen. Er überlegte, ob er den Blondschopf, der gerade an seinem Schwanz lutschte, darauf hinweisen sollte, beschloss aber, dass das nicht nötig wäre. Dann zog er seinen Unterleib zusammen, kräuselte die Zehen und kam in ihrem Mund. Der Kopf zuckte nicht mal, sondern beendete seine Arbeit, löste sich von ihm und legte sich neben ihn.

»Du benutzt deine Zähne zu sehr«, kommentierte er, dann schaute er auf den Wecker, fluchte und stand aus dem Bett auf. »Meine Mutter kommt gleich zurück, wir müssen raus.«

Der Blondschoopf sprang auf und wurde zu einem dünnen Körper mit Knackarsch und langen Beinen, der mit wiegenden Hüften ins Bad trippelte. Niccolò streckte sich, kratzte sich mit den türkis lackierten Fingernägeln am Kopf und stellte sich nackt ans Fenster. Er hatte einen wahn sinnigen Kater, nur wenige Stunden geschlafen und sollte mit seinem Vater zu Mittag essen; auch wenn er es vorgezogen hätte, sich auf der Piazza auspeitschen zu lassen. Er hatte ihm am Vortag allerdings eine Nachricht geschrieben, und Niccolò hatte nicht ablehnen können. [...]

Er hatte seinen Vater nie verstanden. Er hatte sich immer darauf beschränkt, ihn zu ertragen. Aber das Unverständliche vorbehaltlos zu akzeptieren, stiftet Unruhe im Himmel eines jeden. Und Niccolò wollte Ordnung haben in seinem Paradies. Nur er sollte dort machen können, was er wollte. Die anderen sollten schön brav sein.

»Sagst du mir, wo du hinzufahren gedenkst?«, fragte er.

Ein Auto fuhr vorbei, zerriss die Luft, dann kehrte die Leere zurück.

»Nach Camporotondo, das ist im Süden«, antwortete sein Vater.

»Und was zum Teufel sollen wir da, in *Camporotondo*?« Niccolò wusste nicht, wo das war; Sizilien, Apulien oder weiß der Geier wo, diese vollgeschissenen Klos waren alle gleich, alt und voller

südtaliesischer Hinterwäldler, die das Alphabet nur zur Hälfte kannten.

»Da gibt es einen Ort ...«, murmelte sein Vater. »Einen wichtigen Ort.«

»Es reicht jetzt mit dem Blödsinn, ich meine es ernst. Lass uns zurück nach Hause fahren, komm schon.«

»Ich habe an alles gedacht. Wir fahren mit dem Auto runter und ...«

»Auf gar keinen Fall. Dafür brauchen wir bestimmt eine Woche oder so.«

»Fünf Tage«, korrigierte sein Vater ihn. »Ich hab das gecheckt.«

»Ich habe Nein gesagt, ich komme nicht mit.« Niccolò war so verwirrt, dass er nicht wusste, wie er ihm das verständlich machen sollte, diese Geschichte war doch nur eine spinnerte Idee, geboren aus Langeweile, Schuldgefühlen oder Gott weiß was.

»Ich habe dich nie um irgendwas gebeten. Nie. Wenn ich dich einmal ...«

»Was willst du, verdammt? Du warst ja nie da, soweit ich mich erinnere«, sagte Niccolò.

»Ich will nur, dass du mitkommst. Dass du mir diese Tage ... *schenkst*.«

»Aber wozu denn? Was soll das Ganze?«

»Das ist nicht so einfach zu erklären.«

»Das ist mir egal. Entweder sagst du mir, was du vorhast, oder du kannst es vergessen.«

»Kannst du mir nicht vertrauen?«, fragte sein Vater und faltete dabei die Hände wie zum Gebet.

Er lachte. »Glaubst du, du kannst jeden Scheiß machen, der dir in den Sinn kommt? Glaubst du ...«

»Niccolò, ich sterbe bald.«

»So ein Mist!«, rief er reflexhaft. »Du stirbst überhaupt nicht bald, du Arschloch. Diesen Scheiß hast du mir schon aufgeschwätzt, als ich fünfzehn war.«

»Okay, vielleicht sterbe ich nicht *wirklich*.«

»Hörst du dir eigentlich selbst zu?«, schrie er und stampfte mit den Füßen auf. »Wer erfindet denn so was? Welcher Vater erzählt seinem Sohn, dass er bald stirbt?«

»Einer, der das Bedürfnis hat, Zeit mit seinem Sohn zu verbringen«, antwortete der ganz ernst. Stille.

Niccolò erforschte die Augen seines Vaters, er war auf der Suche nach etwas Lebendigem, Nahem. Aber es war, als schaute man eine nackte Schauferpuppe an.

Es fing an zu regnen. Große Tränen, die auf dem Asphalt aufschlugen und das Unkraut hinter der Leitplanke tränkten. Und ohne ein Wort zu sagen, stiegen sie wieder in den Fiesta. Der Vater zündete sich eine Zigarette an und bot seinem Sohn eine an, beschlagene Fensterscheiben und kübelweise Wasser auf der Windschutzscheibe, der Rauch erfüllte den ganzen Fahrerraum.

Vielleicht sollte ich da hin, mit ihm.

Niccolò hatte keine Lust, sich auf diese Reise zu begeben. Aber der Instinkt sagte ihm, dass sein Vater, auch wenn er nicht wirklich im Sterben lag, doch einen Grund hatte, ihn mit in dieses beschissene Kaff zu nehmen.

Und mein Instinkt trügt nie. Der ist unfehlbar. Wie ich.

Okay, nehmen wir mal an, es ist so. Was juckt mich das?

Gar nicht, es war ihm scheißegal. Für Niccolò war dieser Mann ein Unbekannter, mit dem er zufällig ein paar versprengte Gene teilte. Aber vielleicht, sagte er sich, sind diese Gemeinsamkeiten doch stärker, als ich dachte. [...]

Das Auto dröhnte, die Drehzahl war hoch. Der Regen prasselte, der Himmel war nicht mehr grau, sondern schwarz, pechschwarz. Auf der leeren Straße niemand zu sehen, das Unwetter heftig. Wie betäubt hatte Niccolò sich auf den Sitz geflüzt.

Er schaltete in den Dritten.

»Lässt du dich geschehen?«, fragte sein Vater; schon zum zweiten Mal heute. »Deshalb will ich dich mitnehmen. Weil ich das wissen muss.«

Was soll das denn heißen? Was redet er da, verdammt?

Regenfluten, Motorengeheul, Umnachtungsschwarz.

Er schaltete in den Vierten.

Sie fuhren hundertdreißig. Wasser und Wind schlugen auf den Fiesta ein, als wollten sie ihn zur Strecke bringen. Sie waren die Einzigen auf der Straße.

Sein Vater schaltete in den Fünften.

Hundertvierzig. Hundertfünfzig. Hundertsechzig. Hundertsiebzig.

Der verzweifelte, verrückt gewordene, auf hundertachtzig Stundenkilometer hochgezogene Fiesta versuchte den Punkt zu erreichen, an dem das Unwetter am heftigsten wütete.

MATTIA INSOLIA »DIE ANGST, DIE ANDEREN ZU ENTTÄUSCHEN«

Sie erleben gerade eine tolle Zeit:
Woher kommen die Sorgen?

»Ich hoffe, dass alles gut läuft und das Buch weiterhin gefällt. Die Sorge kommt daher, dass es Leute geben mag, denen es nicht gefallen könnte.«

Selbst wenn es jemandem nicht gefallen sollte,
wäre es nicht logischer, enttäuscht
zu sein, statt besorgt?

»Das Problem ist, dass ich immer Angst habe,
die anderen zu enttäuschen. Ich habe eine Erwartung
gespürt, hatte das Gefühl, dass man auf die Enttäu-
schung wartet, auch wenn das vielleicht gar nicht
stimmt. Das ist meine Angst.«

Die Angst, die anderen zu enttäuschen, ist etwas, was
Sie mit Teresa, der Heldin Ihres Romans verbindet.

»Teresa lebt in der ständigen Angst, andere Menschen
zu enttäuschen; diese Angst hat auch Niccolò, obwohl
er sie nach außen nicht zeigt. Auch ohne es zu wollen,
legen wir beim Schreiben etwas von uns in die Figu-
ren, und so kam es, dass ich, als ich das Buch zu Ende
schrieb, merkte, dass Teresa so ist wie ich mit 16. Ich
habe viele Erfahrungen verspätet gemacht. Meine Eltern
sorgten sich deshalb etwas, meine Altersgenossen gin-
gen aus, während ich mit 17 zu Hause blieb. Ich fühlte
mich unwohl mit den anderen, mit meinem Körper.
Der erste Kuss, das erste Mal: Alles kam verspätet.
Darin ist mir Teresa sehr ähnlich.«

Ich denke gerade an die Stelle im Roman,
wo Teresas Mutter, die nicht merkt, dass ihre
Tochter da ist, zu Elena, der besten Freundin
des Mädchens, sagt: »Schlecht ist sie.«

»Ich habe immer den Eindruck, ein Zuschauer des
Lebens der anderen und meines eigenen zu sein. Bei
meinen Eltern kam es häufig vor, dass sie mit ihren
Freunden über mich sprachen, als wäre ich gar nicht da.
Mir war dabei immer unwohl.«



Ein Unwohlsein, das sich bei Teresa vor allem in ihrem Körper widerspiegelt: Galt das auch für Sie?

»Ja. Im Gymnasium war ich sehr klein, und damit ging es mir nicht gut. Dann hatte ich mit 17 auch noch starke Akne, von der ich noch heute Narben im Gesicht trage: Ich ging nicht aus, zur Schule zu gehen war hart, so habe ich mich damals der Literatur genähert. Wissen Sie, ich habe nicht einmal meinen 18. Geburtstag gefeiert, was in Catania eine Art Hochzeit mit sich selbst ist. Mit der Zeit habe ich gelernt, darüber hinweg zu kommen, vielleicht gehe ich deshalb vier Mal pro Woche ins Fitnessstudio, um mich auszupowern. Die anderen sind in meinen Augen immer schöner, fähiger, besser geeignet.«

Wovor haben Sie Angst?

»Alleine zu bleiben, auch wenn das bestimmt kein guter Grund ist, eine Familie zu gründen. Wenn ich die anderen anschau, sehe ich meine Angst wieder, obwohl sie sich nicht in den Wunsch übersetzt, es so zu machen wie sie. Ich hätte zum Beispiel nicht gern mit 28 schon ein Kind. Zum Glück glaube ich fest an Freundschaft, die mir schon oft das Leben gerettet hat. Ansonsten denke ich, dass ich erst mit mir selbst fertig und gefestigt sein sollte, bevor ich mich auf eine Beziehung einlasse.«

Fehlt noch viel, bis Mattia Insolita fertig aufgebaut ist?

»Man wird nie fertig. Vollendet zu sein ist nicht in der Natur des Menschen angelegt, bestenfalls erlangst du kleine Zustände des Gleichgewichts, die dich stillstehen lassen. Solche habe ich für mich erreicht.«

Was den ganzen Roman zusammenhält, ist meiner Meinung nach weniger die Wut als der Schmerz. Etwas, was man auch im Zustand glücklicher Gefühle erlebt, etwa als Teresa Riccardo zum ersten Mal anschaut und es heißt: »Er war so schön, dass es ihr wehtat. Körperlich wehtat.«

»Wenn der Schmerz bei dir einzieht, wird er zum Mithelden deiner Geschichte und begleitet dich für immer. In den Tiefen der Existenz steckend, fand ich es immer

schwierig, die Schönheit zu erkennen, war aber immer sehr gut darin, einen Schmerz zu entdecken. In meinem ersten Roman sagt Antonio, dass er »zu viel fühle«, und darin finde ich mich sehr gut wieder. Teresas körperlichen Schmerz habe ich gespürt: Es gab schon mal einen Menschen, von dem ich mich angezogen fühlte, und ihn nicht haben zu können, tat weh. Im Grund ist Schmerz Schlacke, die sich in uns absetzt und uns ausfüllen kann.«

Im Buch wird Schmerz außerdem als ein Fluch bezeichnet: Geht es um Exorzismus?

»Es geht um Verarbeitung. Die Figuren haben mit ihren Schmerzen nie abgerechnet, ihnen nie ins Gesicht gesehen. Das Leiden anzugehen, schreckt uns ab, aber wir müssen unsere Dämonen anschauen. Es gibt keinen Exorzismus, aber vielleicht könnten wir über einen Weg, der uns dazu brächte, uns zu vergeben, weiter gut damit leben.«

In »Brennende Himmel« zitieren Sie oft einen Ausdruck, der ein wenig an Paolo Sorrentinos »Komm nicht aus dem Tritt« aus »The Hand of God« erinnert: »Du lässt dich geschehen.«

»Als ich mir das ausgedacht habe, war ich stolz: Es ist der Mittelpunkt des Romans und der Geschichte dieser drei armen Tröpfe. Teresa würde sich gern geschehen lassen, aber will zugleich Kind bleiben, wie es ihre Mutter gerne hätte; Niccolò lässt sich geschehen, aber es bringt ihn auf den Weg zur Selbsterstörung, während Riccardo sich hat geschehen lassen und feststellt, dass er bei der Selbsterstörung angelangt ist. Wenn ich mich frage, ob ich mich habe geschehen lassen, ist die Antwort allerdings nein. Sich geschehen zu lassen bedeutet, die Masken abzulegen, um sich vom Magma des Lebens durchfließen zu lassen, den Ballast abzuwerfen, der dich schwerfällig macht, und voranzuschreiten. Du kannst das machen, aber es kommt der Moment, an dem dich das Schuldgefühl niederschmettert.«



Mattia Insolia Brennende Himmel

Roman

Aus dem Italienischen von Mirjam Bitter

352 Seiten, gebunden mit Lesebändchen

12 x 20 cm

€ 25,- (D) / € 25,70 (A)

Erscheinungstermin August 2024

ISBN 978-3-7920-0284-1

Bereits bei Karl Rauch erschienen:

Mattia Insolia Die Hungrigen

ISBN 978-3-7920-0269-8

